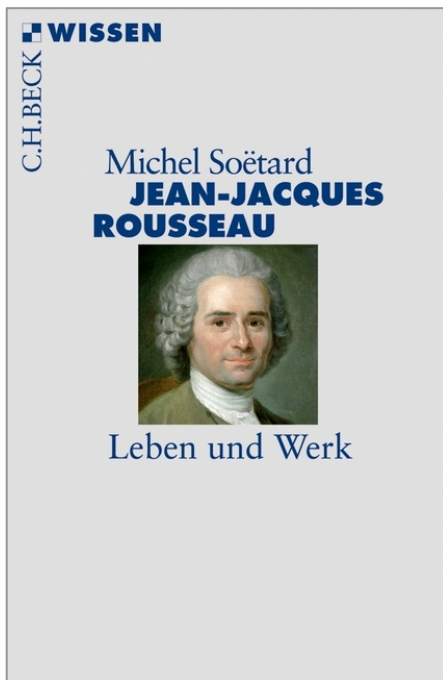


Unverkäufliche Leseprobe



Michel Soëtard
Jean-Jacques Rousseau
Leben und Werk

128 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63197-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9481799>

I. Der Entwurzelte

Kindheit und Jugend in Genf

1712–1728

Jean-Jacques Rousseau wurde am 28. Juni 1712 in Genf geboren, in der Grand Rue 40, unweit der Kirche Saint-Pierre, in der er am 4. Juli getauft wurde. Sein Vater, Isaac Rousseau, entstammte einer ursprünglich in Montlhéry bei Paris ansässigen hugenottischen Familie von Buchhändlern, die 1549 während der Religionskriege nach Genf geflohen war und dort 1555 das Bürgerrecht erworben hatte. Isaac Rousseau wurde am 28. Dezember 1672 geboren, und wie sein Vater und seine beiden Großväter wurde er Uhrmacher. Nach seiner Lehre schloss er sich allerdings zunächst ein Jahr lang mit zwei Mitbürgern zusammen und gab – in einer Stadt, in der derlei Zerstreuung untersagt war – den jungen Engländerinnen eines Internats am Ufer des Genfer Sees Tanzunterricht. Als die Gesellschaft aufgehoben wurde, kehrte er wieder in seinen erlernten Beruf zurück.

Rousseaus Mutter, Suzanne Bernard, wurde am 6. Februar 1673 in Genf geboren. Ebenfalls Tochter eines Uhrmachers, verlor sie mit neun Jahren ihren Vater und wuchs bei ihrem Onkel, einem Pastor, auf. Als sie zweiundzwanzig war, ging ihre Beziehung zu einem Patrizier der Stadt, Monsieur Vincen Sarasin, einem verheirateten Mann und Familienvater, in die Chronik der Stadt ein: Den beiden wurde vom Konsistorium, einer Art Tribunal der Genfer Sittenpolizei, zur Last gelegt, sich «ungeachtet wiederholter Vermahnungen und Zurechtweisungen» weiterhin zu treffen. Dieselbe Demoiselle Bernard wurde auch beschuldigt, als Mann verkleidet den Possenspielen der Marktschreier auf dem Molard zugeschaut zu haben; als sie deswegen vor Gericht erscheinen sollte, weigerte sie sich; schließlich wurde sie «nachdrücklich gerügt» und dem Kreis «zweifelhafter» Personen gezählt.

Am 2. Juni 1704 heiratet sie Isaac Rousseau. Jean-Jacques' älterer Bruder François kommt am 15. März 1705 zur Welt. Ein Jahr nach der Hochzeit, am 22. Juni 1705, verlässt Isaac, von Geldsorgen geplagt und wohl auch mit seiner unter demselben Dach lebenden Schwiegermutter zerstritten, die Stadt, um sich einer Kolonie von Handwerkern in Konstantinopel anzuschließen. Zuvor hat er seine Frau bevollmächtigt, während seiner Abwesenheit seine Geschäfte zu führen. Nach dem Tod der Schwiegermutter kehrt Isaac im September 1711 nach Genf zurück. Jean-Jacques wird am 28. Juni 1712 geboren.

Seine Mutter Suzanne stirbt am 7. Juli im Wochenbett, im Alter von neununddreißig Jahren von «anhaltendem Fieber» dahingerafft. «Nach zehn Monaten wurde ich krank und schwächlich geboren, kostete meine Mutter das Leben, und meine Geburt war mein erstes Unglück», so lautet Rousseaus erstes Bekenntnis (*Bekenntnisse*, S. 39). Jean-Jacques wird nun von der Schwester seines Vaters, seiner «Tante Suzon», aufgezogen, die das kleine, schwächliche Geschöpf, das von zarter Gesundheit ist, aufopfernd umsorgt.

Nach wie vor in Geldnöten, verkauft Isaac Rousseau im Juni 1718 das von seiner verstorbenen Frau geerbte Haus in der «Oberstadt», in Genfs Patrizierviertel, und lässt sich im Kleinteilerviertel Saint-Gervais nieder, in der Rue de Coutance 28. Zunächst ein «Junge von oben» ist Jean-Jacques nun also «nur noch ein Kind von Saint-Gervais».

Von Jean-Jacques' früher Kindheit und Erziehung wissen wir so gut wie nichts, außer dass er sich, kaum dass er lesen konnte, schon im Alter von fünf oder sechs Jahren mit seinem Vater in Bücher vertieft hat. Zunächst nahmen sie sich die von der Mutter hinterlassene Sammlung vor, hauptsächlich Romane: *Artamène ou le Grand Cyrus* von Madeleine de Scudéry, *Cassandre et Cléopâtre* von La Calprénède, *L'Astrée* von Honoré Durfé ... Vater und Sohn verschlingen nächtelang heldenhaft-galante Dichtung, und wenn sie im Morgengrauen die Vögel zwitschern hören, sagen sie ganz beschämt zueinander: «Gehen wir schlafen!»

Auf diese Weise sind die Bücher der Mutter bald ausgelesen.



1 Die Rue de Coutance im Genfer Handwerkerviertel Saint-Gervais.
Aus Geldnot zieht Jean-Jacques' Vater 1718 mit seinem sechsjährigen Sohn
aus dem Patrizierviertel hierher.

Die beiden stürzen sich nun auf die Bibliothek des Großonkels, des für Literatur und Wissenschaft aufgeschlossenen Pfarrers Samuel Bernard. Dieser Lesestoff ist ernsthafter, fast noch ungewöhnlicher für ein siebenjähriges Kind: die *Geschichte der Kirche und des Kaisertums* von Le Sueur, die *Abhandlung über die Weltgeschichte* von Bossuet; Plutarch, Ovid, La Bruyère, Fontenelle, Molière ... Gelesen wird in der Werkstatt, während der Arbeit.

Besonders Plutarch wird Jean-Jacques' Lieblingslektüre, und

sie wird es bis ans Ende seines Daseins bleiben. Die Helden aus dessen «Parallelen Biographien» berühmter Griechen und Römer bevölkern seine Traumwelt: «Ohne Unterlass mit Rom und Athen beschäftigt», so schreibt er in den *Bekenntnissen* (S. 42), «mit ihren großen Männern gewissermaßen lebend, selber als Bürger einer Republik geboren und Sohn eines Vaters, dessen Vaterlandsliebe seine stärkste Leidenschaft war, entflammte ich an seinem Beispiel, fühlte mich als Grieche und Römer und wandelte mich innerlich gewissermaßen in den Menschen um, dessen Leben ich gerade las; der Bericht über Züge von Standhaftigkeit und Unerschrockenheit, die mich ergriffen hatten, erfüllte meine Augen mit Feuer und meine Stimme mit Kraft. Als ich eines Tages bei Tisch die Geschichte des Mucius Scaevola erzählte, sah man mit Schrecken, wie ich meine Hand ausstreckte und über ein Kohlbecken hielt, um seine Handlungsweise zu veranschaulichen.»

Aber mit der Leseidylle ist es bald vorbei. Während einer seiner Jagdpartien, für die Isaac Rousseau ohne allzu große Skrupel seinen kleinen Uhrmacherladen schließt, gerät er mit dem Besitzer eines Feldes, Pierre Gautier, einem Rittmeister a. D. der Kurfürsten von Sachsen, in Streit und legt das Gewehr auf ihn an. Als er ihm einige Monate später in Genf wiederbegegnet, verspottet Isaac Rousseau ihn und schlägt vor, die Angelegenheit mit dem Degen zu erledigen. Gautier entgegnet ihm, dass man für Leute seines Schlags einen Knüppel brauche. Die Beleidigung ist offenkundig: Isaac Rousseau zieht den Degen und streift seinen Widersacher an der Wange. Passanten treten dazwischen und trennen die beiden Gegner. Jean-Jacques' Vater wird angeklagt und vor Gericht geladen, doch er erscheint nicht. Und der Beamte, der ihn in der Rue de Coutance aufsuchen will, findet dort niemanden vor. Isaac Rousseau ist nach Noyon im Kanton Waadt geflohen. In dieser kleinen Stadt lässt er sich nieder, vermählt sich am 5. März 1726 mit einer gewissen Jeanne François und stirbt am 9. Mai 1747.

Im selben Jahre 1722, in dem sein Vater in die Verbannung geht, ergreift auch Jean-Jacques' Bruder François, der mit dreizehn Jahren in eine Besserungsanstalt gekommen und danach

bei einer Uhrmacherlehre gescheitert war, die Flucht und verschwindet auf Nimmerwiedersehen.

Jean-Jacques ist erst zehn Jahre alt, ein äußerst empfindsamer Junge, der nun ohne den Schutz einer Familie, sich selbst und seinen Trugbildern überlassen, der Welt die Stirne bieten soll. «Das waren die Urheber meines Lebens», schreibt er später im Ersten Buch seiner *Bekenntnisse* (S. 40), «Von allen Gaben, mit denen sie der Himmel bedacht hatte, ließen sie mir allein ein gefühlvolles Herz. Während es aber ihr Glück gemacht hatte, wurde es für mich die Quelle allen Unglücks meines Lebens.»

Jean-Jacques wird nun der Vormundschaft seines Onkels Gabriel Bernard unterstellt, eines Baumeisters in militärischen Diensten, der an der Befestigung Genfs arbeitet. Zusammen mit seinem eigenen Sohn gibt dieser ihn in Bossey, einem kleinen Ort am Fuße des Mont Salèves ein paar Kilometer von Genf entfernt, beim dortigen Pastor in Pension.

Hier in Bossey, umgeben von zärtlichen, liebevollen, friedlichen Empfindungen, erlebt Jean-Jacques eine Art Kindheitsparadies, an das er sich später stets mit großer Rührung erinnert. Pastor Jean-Jacques Lambercier ist ein höchst einfühlsamer Mann, der seine Schüler nicht überfordert und der es versteht, ihre Freude am Lernen zu wecken. Hier lernt der junge Rousseau zum ersten Mal mit seinem Cousin Bernard den Zauber der Freundschaft kennen: «Bis dahin», so berichtet er in den *Bekenntnissen* (S. 47), hatte ich wohl erhabene, aber nur eingebildete Gefühle gekannt.» In Bossey beginnt er auch, Gefallen am Leben auf dem Land zu finden, ohne dessen jemals überdrüssig zu werden.

Aber Bossey bedeutet für Jean-Jacques vor allem seine erste Bindung zu einer Frau, zu der Frau, die ihm eine Mutter sein sollte, zu der er sich jedoch unter dem Einfluss «seiner frühreifen sexuellen Regung» wie zu einer Geliebten hingezogen fühlt. Es ist Gabrielle, die Schwester des Pastors Lambercier, die auf die Vierzig zugeht und den beiden Knaben gegenüber eine gewisse Strenge an den Tag legt, die sich nicht nur in Ermahnungen äußert, sondern auch darin, dass sie ihnen bisweilen den Hosenboden strammzieht. Doch siehe da, Jean-Jacques

empfindet an dieser körperlichen Züchtigung insgeheim Vergnügen. Als Gabrielle dies merkt, versagt sie sich künftig diese Form der Bestrafung und weist den Kindern, die bis dahin in ihrem Zimmer und bisweilen sogar in ihrem Bett geschlafen haben, einen anderen Raum zu.

Dem Paradies wird jedoch ein jähes Ende gesetzt. Zu Unrecht wird Jean-Jacques eine geringfügige Verfehlung angelastet, er beteuert natürlich seine Unschuld, obwohl der Schein gegen ihn spricht. Man möchte ihn zu einem Geständnis bewegen, fragt ihn immer wieder, redet ihm zu, droht ihm. Je mehr er bedrängt wird, desto beharrlicher widersetzt er sich, so dass sich die zunächst belanglose Verfehlung zu einem bedeutenden Ereignis auswächst. Onkel Bernard wird benachrichtigt. Er übernimmt selbst die Bestrafung, die furchtbar ausfällt. Doch der Junge bleibt standhaft: er geht «zerfetzt, aber dennoch als Sieger» (*Bekanntnisse*, S. 55) aus dieser harten Prüfung hervor.

Nun sind sie vorbei, die idyllischen Tage von Bossey. Die Erzieher haben ihren Nimbus der Gerechtigkeit und souveränen Vernunft eingebüßt; Furcht, Lüge und Widerspenstigkeit schleichen sich ein; Lernen und Spiel sind gleichermaßen von Wut und Verzweiflung vergiftet; selbst die Landschaft ist wie mit einem Schleier überzogen und hat einen Teil ihres Zaubers verloren. Rousseau vergleicht diesen Zustand mit dem nach dem Sündenfall. Es dauert nicht lange, bis sich ein Gefühl des Überdresses einstellt, und nach einigen Monaten müssen die beiden Kinder zu Onkel Bernard zurück nach Genf.

In der Stadt genießt Jean-Jacques bei seinem Onkel, einem lebenslustigen Mann, und seiner Tante, einer alten protestantischen Frömmlerin, die sich kaum um ihn kümmert, eine Zeitlang die größtmögliche Freiheit. Sein Cousin ist ihm geblieben: er nimmt an dessen Studien und Spielen teil, er zeichnet, lernt ein wenig Geometrie, vertrödelt ansonsten weitgehend seine Zeit und führt ein müßiges und zugleich emsiges Dasein, in dem einen Käfig bauen, einen Stich kolorieren oder Marionetten bewegen ernsthafte Tätigkeiten sind, die ganze Tage oder Wochen ausfüllen können.

Die zwei Knaben geben sich wenig mit anderen Kindern ab;

ihr scheues Wesen reizt nur zu Sticheleien. Jean-Jacques, der stärkere und ungeduldigere der beiden, schwingt sich zum Rächer seines Veters auf, wird zornig, schlägt zu und wird seinerseits bei Prügeleien auf dem Schulweg geschlagen. Aber in dieser Zeit ist Jean-Jacques auch kindlich verliebt: in die kleine Goton, die Lehrerin spielt und ihm das Hinterteil versohlt, und in Mademoiselle de Vulson, die er in Nyon kennenlernt und zu deren untertänigem Ritter er sich erklärt.

Mittlerweile ist Jean-Jacques in einem Alter, in dem er allmählich an einen Beruf denken muss. Man schickt ihn zunächst zum Gerichtsschreiber Masseron, damit er dort «das nützliche Handwerk eines Schuldeneintreibers erlerne» (*Bekenntnisse*, S. 69). Aber dieser Beruf entspricht so wenig seinem Charakter und seinem Geschmack, dass sein Lehrherr den Eindruck bekommt, er sei und bleibe für immer ein Esel, und ihn seiner Dummheit wegen schon nach kurzer Zeit schimpflich aus der Gerichtskanzlei verweist.

Die Angestellten des Hauses Masseron sind der Meinung, Jean-Jacques taue höchstens zum Handhaben einer Feile; daraufhin gibt man ihn zwar nicht zu einem Uhrmacher, wohl aber zu einem Kunststecher in die Lehre. Das bringt erneuten Verdross. Sein Meister, Abel Ducommun, ist ein junger, ungeschlachter und gewalttätiger Mann, bei dem Jean-Jacques nicht wagt, den Mund aufzumachen, und der ihn ob der wichtigsten Vergehen halbtot schlägt. Also lernt er, sich zu verstecken, Dinge zu verheimlichen, zu lügen und schließlich zu stehlen, zunächst aus Gefälligkeit für einen anderen, dann für sich selbst: er stiehlt Äpfel und Leckereien, Werkzeuge und Zeichnungen.

Dieses Leben eines Taugenichts befriedigt ihn jedoch nicht. Die plumpen Belustigungen seiner Kameraden langweilen ihn, die Arbeit macht ihm keine Freude. Um sich zu zerstreuen, nimmt er zum Lesen Zuflucht; seine Neigung wird zur Leidenschaft, seine Leidenschaft zur Raserei. Ducommun kann ihn noch so sehr überwachen, beim Lesen ertappen, ihn schlagen und seine Bücher verbrennen oder aus dem Fenster werfen: er braucht Bücher, um jeden Preis, gute wie schlechte. Und er holt sie aus der Leihanstalt *La Tribu*; die wenigen Sous, die er

wöchentlich erhält, trägt er regelmäßig zur Bücherverleiherin. Wenn sein Geld nicht reicht, gibt er ihr seine Hemden, seine Krawatten, bittet sie um Kredit.

«So wuchs ich», schreibt er in den *Bekenntnissen* (S. 84) «in mein sechzehntes Jahr hinein: unruhig, mit allem und mir selbst unzufrieden, ohne Liebe zu meinem Beruf, ohne Freuden, die meinem Alter angepasst waren, verzehrt von Wünschen, deren Gegenstand ich nicht kannte, weinend, ohne jeden Grund zu Tränen, seufzend, ohne zu wissen, worüber, kurz, zärtlich an den Gaukelbildern meiner Phantasie hangend, da ich rings um mich nichts erblickte, was sie hätte aufwiegen können.»

Sonntags nach der Kirche treibt sich Jean-Jacques mit seinen Kameraden gern außerhalb der Stadtmauern herum. Er tut dies mit solchem Eifer, dass er darüber vergisst, wann die Stadttore geschlossen werden. Zweimal hat sein Ausbleiben so üble Folgen für ihn, dass er schwört, sich dem nicht mehr auszusetzen. Als ihm das Missgeschick zum dritten Mal passiert, beschließt er, am nächsten Morgen nicht mehr mit seinen Kameraden in die Stadt zurückzugehen. Es ist der 14. März 1728.

Die Heimat, die Jean-Jacques auf diese Weise verlässt, hätte für ihn der Ort seines Glücks sein können. «Ich wäre ein guter Christ gewesen, ein guter Bürger, ein guter Familienvater, ein guter Freund, ein guter Arbeiter ... und nach einem schlichten und dunklen, aber gleichmäßigen und erfreulichen Leben friedlich in den Armen der Meinen gestorben.» Mit diesem Anflug wehmütigen Bedauerns schließt der Autor der *Bekenntnisse* (S. 88) den Bericht über die erste Periode seines Daseins.

Aber hätte dieser junge Mann mit der Empfindsamkeit, die ihm nun einmal zu Eigen war, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts diesen Hafen des Friedens überhaupt in Genf finden können? Das darf bezweifelt werden.

Die Republik Genf war damals eine kleine Stadt mit etwa 20 000 Einwohnern. Sie besaß nur einige in der Umgebung verstreute Ländereien, aber ihre bevorzugte Lage am Schnittpunkt der großen europäischen Durchgangsstraßen prädestinierte sie

zum Handels- und Umschlagplatz. Obendrein hatte die Reformation Genf schon ab der Mitte des 16. Jahrhunderts zur Hochburg des französischsprachigen Protestantismus und bald zu einer der protestantischen Hauptstädte Europas erkorren. Im Lauf des 17. und des 18. Jahrhunderts unternahmen die Vereinigung der Pastoren, die Akademie und der Kleine Rat gemeinsame Anstrengungen, um Genf seine geistige Ausstrahlung zu bewahren. Die Stadt hatte sich vorsichtig den neuen Strömungen geöffnet: Ende des 17. Jahrhunderts hatte Jean-Robert Chouet der kartesianischen Lehre den Einzug in die Akademie gewährt, und Jean-Alphonse Turretini und sein Schüler Jacob Vernet versuchten im 18. Jahrhundert die Gebote des Glaubens mit den Erfordernissen der Vernunft in Einklang zu bringen. Dieses Christentum, wiewohl es sich «vernünftig» und duldsamer gab, blieb dennoch einer strengen Orthodoxie verhaftet.

Das Festhalten an orthodoxen Maximen ging mit einer politischen Verfassung einher, die hinter einer republikanischen Fassade einigen Familien gleichzeitig mit dem Besitz der Macht einen ständig wachsenden Anteil am «Nationaleinkommen» sicherte. Dieses Patriziat, das im 17. Jahrhundert entstanden war, strebte im 18. Jahrhundert danach, sich immer mehr abzuschotten. Es hielt fast alle fünfundzwanzig Sitze im Kleinen Rat, dem Führungsgremium der Republik, besetzt, und es überwachte sorgsam den Zutritt zum Rat der Zweihundert, der über wichtige Angelegenheiten beratenden Versammlung. Diese beiden Räte ernannten sich faktisch gegenseitig. Der Allgemeine Rat dagegen, auch Souveräner Rat genannt, in dem eine breite Schicht von *Citoyens* (Staatsbürgern mit den höchsten verfassungsmäßigen Rechten) und *Bourgeois* (Bürgern, deren Vorfahren zugewandert waren und denen es zustand, *Citoyens* zu werden) vertreten war und der theoretisch über sehr ausgedehnte Verfassungsrechte verfügte, trat praktisch nicht mehr zusammen. Nur die Kaste der *Citoyens* und *Bourgeois* besaß überhaupt politische Rechte und wirtschaftliche Privilegien, sie machte zahlenmäßig nicht einmal ein Zehntel der Bevölkerung aus.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts spitzte sich die Misstim-

mung innerhalb der Bürgerschicht der Kaufleute und Handwerker zu. Es kam zu Unruhen und Aufständen. 1707 hatten die Unzufriedenen in dem Patrizier Pierre Fatio einen Anführer von Format gefunden; der Kleine Rat reagierte in brutaler Weise und ließ den Aufrührer hinrichten. Doch künftig war mit dieser Protestbewegung zu rechnen, die ihre Beschwerden regelmäßig erneuerte. 1734 wurde die Stadt von einer schweren Krise geschüttelt, und die darauffolgende Zeit der Wirren und Ausschreitungen fand erst ein Ende, als Bern, Zürich und Frankreich eingriffen. Die Rechte des Allgemeinen Rates wurden wieder anerkannt, aber die Macht verblieb nach wie vor in den Händen der Oligarchie der Fünfundzwanzig und der Zweihundert.

Diese spannungsgeladene Atmosphäre verschärfte sich durch die Tätigkeit des Konsistoriums, eines aus Pastoren und Mitgliedern der beiden herrschenden Räte zusammengesetzten Gremiums, das für die Einhaltung der guten Sitten und der Religion sorgte und zugleich eine Art politischer Überwachung gewährleistete. Spiel und Tanz sowie Theater waren verboten, Druckwerke wurden zensiert. Die Familien Bernard und Rousseau konnten ein Lied von der Macht des Konsistoriums singen: Jene Tochter, die Jean-Jacques' Mutter werden sollte, war zweimal zur Rechenschaft gezogen worden; drei Tanten waren belangt worden, weil sie eines Sonntags nach der Kirche im Hause einer der Frauen Karten gespielt hatten; und mit Isaac Rousseaus Händeln hatte sich das Konsistorium dreimal beschäftigt Zwei Auszüge aus den Registern des Konsistoriums vom Februar 1727 beschuldigen die Tochter Tribu Bernard, sie habe während des Katechismusunterrichts und des Gottesdiensts junge Leute angelockt, um ihnen Bücher zu verkaufen.

Paradoxerweise blieb Genf dennoch in vieler Hinsicht ein Nährboden des Friedens. Selbst wenn die Genfer sie nicht ausüben konnten, so wussten sie doch, dass ihnen Rechte zustanden, und sie versagten es sich nicht, die Zensoren auf Trab zu halten. Räumte die protestantische Religion nicht überdies jedem Einzelnen ein weites Feld für freies Denken und Forschen ein? In der Tat wurde unablässig über Regierungs-, Religions-

und Moralfragen debattiert und geschrieben. Allein von 1761 bis 1768, in der Zeit, da Rousseaus *Gesellschaftsvertrag* erschien, zählte man nicht weniger als siebenundfünfzig Broschüren, die in Genf zu politischen Themen veröffentlicht wurden.

Als Jean-Jacques 1728 den Toren seiner Stadt den Rücken kehrt, entflieht er einer für ihn persönlich unerfreulichen Situation, noch mehr aber einer gewissen sozialen Zerrüttung, einem Staat, der am Ende ist und dem einzelnen Menschen anscheinend nichts mehr zu bieten hat. So bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich abzuwenden und auf die Suche nach neuen Bindungen zu begeben.

Rousseau wird jedoch weiterhin in der kleinen Republik die ideale Form einer politischen Gemeinschaft sehen, die die Formel des *Gesellschaftsvertrags* hätte vollenden können, indem sie «mit ihrer ganz gemeinsamen Kraft die Person und das Vermögen jedes einzelnen Mitglieds verteidigt und schützt und durch die doch jeder, indem er sich mit allen vereinigt, nur sich selbst gehorcht und genauso frei bleibt wie zuvor» (*Gesellschaftsvertrag*, S. 17). Er hat aber die Erfahrung gemacht, dass die Luft dieses Paradieses in der Tat von der Schlange der Selbstsucht und der Machtgier unabwendbar vergiftet wird. Nichts wie weg!

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de